

Aktuelles und Kommentare

Über die Schwierigkeiten ‚weißer‘ Frauen, ihre Beteiligung an imperialistischer und rassistischer Wissensproduktion zu erkennen¹

Ruth Roach Pierson im Gespräch mit Erna Appelt

Im Rahmen einer Vortragsreise durch mehrere deutschsprachige Universitätsstädte hat Ruth R. Pierson einige Thesen vorgetragen, mit denen sie auf das Fortbestehen von rassistischem und imperialistischem Denken im akademischen Bereich aufmerksam machen wollte. Dabei hat Ruth R. Pierson besonders auch auf die Beteiligung ‚weißer‘ Akademikerinnen an dieser imperialistischen und rassistischen Wissensproduktion hingewiesen. Pierson argumentiert nun, dass auch feministische Wissenschaftlerinnen keineswegs dagegen immun sind, sich an einer Wissensproduktion zu beteiligen, die imperialistisches und rassistisches Denken und Verhalten (re-)produziert.

Erna Appelt: In deinem Vortrag greifst du die Kritik des *Black Feminism* und der *Subaltern Studies* auf, die sich vehement gegen eine undifferenzierte Verwendung eines einheitlichen Begriffs ‚Frauen‘ zur Wehr setzen und die auf die fortbestehende Hegemonie des eurozentristischen Denkens hinweisen.² Damit schließt du dich der Meinung an, dass rassistisches und imperialistisches Gedankengut auch heute tief

1 Dieses E-Mail Interview beruht auf einer nicht publizierten Fassung eines Vortrags von Ruth Roach Pierson zum Thema: „Die Beteiligung weißer Frauen an imperialistischer und rassistischer Wissensproduktion“. Einige Passagen der Antworten sind dem Vortragsmanuskript entnommen und von Ruth R. Pierson für dieses Interview autorisiert worden.

2 Vgl. Norma Alarcón, *The Theoretical Subject(s) of This Bridge Called My Back* and *Anglo-American Feminism*, in: Gloria Anzaldúa Hg., *Making Face, Making Soul. Haciendo Caras: Creative and Critical Perspectives by Women of Color*, San Francisco 1990, 356–369; Dionne Brand, *Bread Out of Stone*, in: Libby Scheier u. a. Hg., *Language in Her Eye: Writing and Gender*, Toronto 1990, 45–53; Lee Maracle, *Racism, Sexism and Patriarchy*, in: Himani Bannerji Hg., *Returning the Gaze: Essays on Racism, Feminism and Politics*, Toronto 1993, 122–130; Chandra Talpade Mohanty, *Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses*, in: dies. u. a. Hg., *Third World Women and the Politics of Feminism*, Indianapolis 1991, 51–80.

im akademischen Lehrbetrieb der westlichen Welt verankert ist. Welche Entwicklungen hast du diesbezüglich in den letzten Jahren beobachten können?

Ruth Pierson: In den letzten Jahren konnten wir beobachten, dass die akademische Welt Nordamerikas zu einem Ort der Auseinandersetzungen über den zulässigen Kanon von Texten und Lehrbüchern geworden ist. Diese Auseinandersetzungen beinhalten immer auch Fragen der Repräsentation. Es geht also um die Fragen, welche Texte in den Literaturwissenschaften, in der Geschichtswissenschaft, in der Philosophie und Soziologie etc. zugelassen bzw. welche Texte bis heute ausgeschlossen werden. Es wird die Frage aufgeworfen, um welche Werke dieser Kanon erweitert werden soll, aber auch wer diese Fachliteratur unterrichten soll.

Diese Auseinandersetzungen tangieren nun aber die Politik der Repräsentation in beiden Wortbedeutungen, nämlich im Sinn der ‚Vertretung‘ und im Sinn der ‚Darstellung‘³. Tatsächlich hat sich im Bereich der *Women's Studies* heute an einigen Universitäten und in einigen Verlagen eine Art Kanon etabliert. Der Bereich der *Women's Studies* ist jedoch mittlerweile selbst ein Kampfplatz hinsichtlich der Frage der Involviertheit in imperialistisches und rassistisches Denken geworden. ‚Nicht-weiße‘ feministische Theoretikerinnen werfen immer lauter die Frage auf, inwieweit *Women's Studies* selbst an der Produktion imperialistischen und rassistischen Denkens mitbeteiligt sind. Zusätzlich sehen sich Vertreterinnen des *White Feminism* mit Herausforderungen konfrontiert, die aus der Perspektive der *Subaltern Studies* sowie aus postkolonialer Perspektive an sie gerichtet werden. Das gilt ganz besonders für die Kritik an der fortbestehenden neokolonialen Hegemonie des Eurozentrismus.⁴

Erna Appel: In den letzten Jahren sind in den USA und in Kanada wichtige Aufsätze und Bücher erschienen, die dem *Black Feminism*, *Lesbian Feminism* oder den *Subaltern Studies* zuzurechnen sind. Auch in renommierten Zeitschriften wie *Signs*, *Feminist Studies* etc. kommen diese Standpunkte in regelmässigen Abständen zu Wort. Bist du der Meinung, dass ein erheblicher Teil der *Women's Studies* in den USA und

3 Gayatri Chakravorty Spivak links the difference between representation and re-presentation to that between „a proxy and a portrait“. Basing her discussion of the difference on a reading of Karl Marx' „The Eighteenth Brumaire of Louis Bonaparte“, she points out that, in German, the two senses are conveyed by two different terms, namely ‚vertreten‘ and ‚darstellen‘. Gayatri Chakravorty Spivak, Can the Subaltern Speak?, in: Cary Nelson u. Lawrence Grossberg Hg., *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana 1988, 275–280.

4 Vgl. Paul Gilroy, *The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness*, Cambridge, Ma. 1993; Werner Sollors u. Maria Diedrich Hg., *The Black Columbiad: Defining Moments in African American Literature and Culture*, Cambridge, Ma./London 1994; Patrick Williams u. Laura Chrisman Hg., *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory: A Reader*, New York 1994; Anne McClintock u. a. Hg., *Dangerous Liaisons: Gender, Nation & Postcolonial Perspectives*, Minneapolis 1997; Frederick Cooper u. Ann L. Stoler Hg., *Tensions of Empire: Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley/Los Angeles/London 1997; Deepika Bahri u. Mary Vasudeva Hg., *Between the Lines: South Asians and Postcoloniality*, Philadelphia 1996, 54–63; Edward W. Said, *Culture and Imperialism*, New York 1993; George J. Sefa Dei, *Anti-Racism Education: Theory and Practice*, Halifax 1996.

in Kanada dies mehr oder minder ignoriert bzw. große Schwierigkeiten hat, diese Erkenntnisse in die eigene Forschungs- und Lehrpraxis zu integrieren?

Ruth Pierson: Trotz dieser Herausforderungen der letzten Jahre lässt sich an unzähligen ganz alltäglichen Beispielen belegen, wie stark rassistisches Gedankengut im akademischen Betrieb und auch in der Frauen- und Geschlechterforschung verankert ist. Dies trifft auch für den Bereich der *Women's Studies* zu, wo frau vermutlich erwartet hätte, ein gemeinsames Verständnis von Unterdrückung und somit eine größere Bereitschaft zur kritischen Selbstanalyse zu finden.

Obwohl die Beispiele, mit denen ich mich beschäftige, eher eine ‚Montage‘ als ein lineares Argument darstellen, glaube ich, dass wir anhand dieser heterogenen Beispiele ein gewisses Muster erkennen können, wie rassistisches und imperialistisches Denken aufrecht erhalten wird. Dabei beziehe ich mich auf die Überlegungen von Philomena Essed, die betont hat, dass sich Alltagsrassismus immer aus einer Kette von Ereignissen zusammensetzt.⁵ Keine der von mir analysierten Begebenheiten passierte von selbst oder ohne eine längere Vor- und Nachgeschichte oder außerhalb eines verzweigten und unterstützenden Netzes von ähnlichen Beispielen und ihren Konsequenzen.

Erna Appelt: Kannst du beschreiben, wie du dich dieser Problematik genähert hast?

Ruth Pierson: Ich habe versucht, eine Art Eigen-Ethnografie (wie es Regina Schulte genannt hat) zu entwickeln. Die Fälle, die ich analysiert habe, stammen alle in irgendeiner Hinsicht aus meiner eigenen Erfahrung als ‚weißer‘, heterosexueller Mittelschichtfrau, als Geschichtswissenschaftlerin und Universitätsprofessorin. Nun betrachte ich mich selbst keineswegs als immun gegen Denkprozesse und intellektuelle Tendenzen, die ich hier ans Licht bringen möchte. Ganz im Gegenteil, gerade weil ich symbolisch und faktisch in den elitären Rassismus und Imperialismus der akademischen Welt verwickelt bin, weiß ich, worüber ich rede, und fühle mich verantwortlich, dies auch auszusprechen.

Erna Appelt: Könntest du das an Hand von Beispielen etwas näher erläutern?

Ruth Pierson: Die Beispiele, in denen ich als Lehrende und als Wissenschaftlerin selbst zur Produktion rassistischen und imperialistischen Wissens beigetragen habe, würden vielleicht ein Buch füllen. Hier sei jedoch zur Illustration zunächst nur eines erwähnt: Seit Jahren entwickle und lehre ich Kurse über die Geschichte des Feminismus, zuerst an der Memorial Universität in Neufundland, dann am Ontario Institut für Erziehungswissenschaften, meinem derzeitigen Arbeitsplatz. Noch bis in die späten achtziger Jahre verwendete ich in meinen Kursen Texte von Charlotte Perkins Gilman, einer ‚weißen‘ Amerikanerin, einer Nationalistin, Sozialistin und radikalen Feministin als ein Beispiel für eine Denkerin, deren Theorie über die Entwicklung der Geschlechterbeziehung auf Männer und Frauen anwendbar sei. Nun war mir zwar bewusst, dass Gilman ein gewisses Maß an Mittelschichtprivilegien in ihrer Zuhörer-

5 Philomena Essed, *Understanding Everyday Racism: An Interdisciplinary Theory*, New York 1991.

schaft annahm und dass sie über Einwanderer und Einwanderinnen, die nicht angelsächsischer Herkunft waren, abschätzigte Bemerkungen machte. Aber erst in den späten achtziger Jahren wurde mir durch einen einflussreichen Artikel von Susan Lanser⁶ bewusst, dass Gilmans berühmtes Werk „The Yellow Wallpaper“ von der rassistischen Angst vor der ‚gelben Gefahr‘ geprägt war. Jedoch hatte ich mir damals noch nicht eingestanden, dass der Kern von Gilmans Theorie ein Zivilisationsdiskurs war, der den ‚Weißen‘ eine Vorherrschaft einräumt. Ich übersah die Tatsache, dass ihre Theorie auf einer mutmaßlichen Rückständigkeit der afrikanischen Amerikaner/innen beruhte und sogar der Fortsetzung dieses Konzeptes dienlich war. Ich übersah schließlich auch die Tatsache, dass die Rasse, auf die sich Gilman bezog, nicht die menschliche Rasse im Sinne des Menschengeschlechts wie ich immer geglaubt hatte, sondern die ‚weiße Rasse‘ war. Ich übersah die Tatsache, dass die Zivilisation, die Gilman fördern wollte, eine exklusiv ‚weiße‘ Zivilisation war, und dass die Frauen, für die sie einen gleichen Zugang zu dieser Zivilisation verlangte, ‚weiße‘ Frauen waren und zudem ‚weiße‘ Frauen der Mittelschicht. Erst als ich Gail Bedermans „Manliness and Civilization“⁷ las, wurden mir die rassistischen Scheuklappen bewusst, die ich in meiner früheren Gilman-Lektüre und meinen Vorlesungen über sie getragen hatte. Erst als Bedermans Buch veröffentlicht wurde, war ich bereit, meine Meinung über Gilman zu revidieren.

Was alles dazu beigetragen hat, dass ich schließlich bereit war, meine Meinung zu ändern, das ist wohl eine lange Geschichte, die ich hier nur sehr verkürzt wiedergeben kann. Eine besonders wichtige Rolle haben hierbei wohl meine Student/inn/en und Doktorand/inn/en gespielt, die mich sowohl innerhalb als auch außerhalb von Seminaren dazu herausgefordert haben, das enge eurozentrische Denken meiner eigenen Doktorandinnenzeit zu verlassen. Oft haben sie diese Herausforderungen mit Literaturhinweisen belegt, von denen ich sonst nicht erfahren hätte.

Erna Appelt: In deinem Vortrag hast du betont, dass du der Meinung bist, dass antirassistische Forschung und Politik nicht nur jenen überlassen werden sollte, die die volle Wucht von Rassismus und Kolonialismus zu spüren bekommen haben. Du weist gleichzeitig darauf hin, dass du auf Grund deiner langjährigen Zugehörigkeit zum akademischen Betrieb, auf Grund von Privilegien deiner ‚weißen Rasse‘ und Berufsposition Einsicht in Schachzüge und Vorgangsweisen bekommen hast, die hinter den Kulissen stattfinden.

Ruth Pierson: Ich möchte dies durch ein Beispiel in einer Berufungskommission belegen. Diese Kommissionen sind politische Kampfplätze, es sind Orte, wo Entscheidungen über die Repräsentation von benachteiligten Gruppen im Lehrbetrieb getroffen werden. In dem Beispiel, auf das ich mich beziehe, wurde eine Stelle für feministische Forschung ausgeschrieben. Dabei wurden Kandidatinnen gesucht, deren Lehre

6 Susan S. Lanser, Feminist Criticism, ‚The Yellow Wallpaper‘, and the Politics of Color in America, in: *Feminist Studies*, 15, 3 (1989), 415–441.

7 Gail Bederman, *Manliness & Civilization: A Cultural History of Gender and Race in the United States, 1880–1917*, Chicago 1995, 121–169.

und Forschung sowohl von geschlechtertheoretischen als auch ‚Rasse‘-kritischen Perspektiven durchdrungen sein sollte. Nun wurden in diesem Auswahlverfahren ausgerechnet an die einzige ‚nicht-weiße‘ Kandidatin Anforderungen gestellt, die an die ‚weißen‘ Kandidatinnen nicht gestellt wurden. Von der ‚nicht-weißen‘ Kandidatin wurde verlangt, eine ihrer zentralen Kategorien, nämlich die Kategorie ‚Rasse‘, zu erklären, wohingegen von den ‚weißen‘ Kandidatinnen nicht verlangt wurde, ihre analytischen Kategorien, also ‚Rasse‘, *Gender* oder Klasse usw. zu erklären. Mit dem Vorwurf gegen die einzige ‚nicht-weiße‘ Kandidatin, eine wichtige soziale Kategorie nicht definiert zu haben und mit dem Unterlassen des gleichen Vorwurfs den anderen Kandidatinnen gegenüber legte die Berufungskommission an die einzige ‚nicht-weiße‘ Kandidatin Maßstäbe an, von denen bei den anderen abgesehen wurde.

Solch eine Aussonderung der einzigen ‚Nicht-Weißen‘ für eine zusätzliche Befragung ist von Philomena Essed als rassistischer Mechanismus der „Problematisierung“ identifiziert worden.⁸ In meinem Beispiel wurde die Methodik der einzigen ‚nicht-weißen‘ Kandidatin problematisiert, nicht jedoch die Methodik der anderen Kandidatinnen.

Nun ist die Situation in Berufungskommissionen vor allem deswegen so heikel, weil die Spielregeln vorgegeben sind und oft nicht bewusst gemacht werden und weil sie sich sehr häufig gegen benachteiligte und ausgeschlossene Gruppen richten. Oft genug meinen auch wohlmeinende Kommissionsmitglieder, bestimmten Zwängen zu unterliegen, und wollen die Nach- oder Neubesetzung der wenigen heiß umkämpften Stellen nicht durch ein Hinterfragen der Spielregeln gefährden. Besonders schwierig ist es aber, solche Vorkommnisse an die Öffentlichkeit zu bringen, weil von Kommissionsmitgliedern absolute Vertraulichkeit erwartet und gefordert wird.

Erna Appelt: Wissenschaftliche Tagungen und Konferenzen bezeichnest du zurecht als einen weiteren Ort der Auseinandersetzung um ausgegrenzte Wissensgebiete. Im Rahmen der Vorbereitung einer Konferenz über Gleichberechtigung, an der du beteiligt warst, wurde von der Konferenzorganisatorin der Titel eines Referates („Rasse, Geschlecht und Behinderung: Macht und das Überdauern von Beschränkungen der Chancengleichheit“) kritisiert. Könntest du etwas näher schildern, wie das vor sich gegangen ist?

Ruth Pierson: Ja, die Organisatorin der Konferenz, eine ‚weiße‘ Feministin, sandte weit und breit Einladungen für eine Tagung über Gleichberechtigung aus. Doch angesichts der bestehenden Strukturen an unseren Universitäten meldeten sich meist Frauen aus etablierten Gruppen, hauptsächlich ‚weiße‘ Frauen in abgesicherten Positionen. Ich selbst hatte mich verpflichtet, dafür zu sorgen, dass auch weniger etablierte Gruppen zu Wort und so genannte Randthemen zur Sprache kommen würden. So gelang es mir, die Konferenzorganisatorin zu überzeugen, ein Gruppenreferat von vier Personen aufzunehmen, das sich mit der Problematik des Zuganges zu akademischen Positionen für Benachteiligte (ich spreche hier von Benachteiligungen auf Grund von ‚Rasse‘, sozialer Schicht, Behinderung und sexueller Orientierung) beschäftigen

8 Essed, *Understanding*, wie Anm. 5, 114.

sollte. Die verantwortliche Organisatorin teilte mir nun mit, dass sie „ein Problem“ mit der Formulierung des Themas des Gruppenreferates („Rasse, Geschlecht und Behinderung: Macht und das Überdauern von Beschränkungen der Chancengleichheit“) hätte. Ihrer Meinung nach „sollte der Titel nicht auf das unterdrückte Opfer hinweisen“, wie es die Formulierung „das Überdauern von Beschränkungen“ nahe legen würde. Sie hätte gehofft, „diese Art von Sprache hinter sich zu lassen“, da Wörter wie „Beschränkung, Macht usw. nach einem Jahrzehnt Gebrauch ziemlich abgedroschen“ seien.

Wenn frau/man jedoch auf einer akademischen Tagung nicht klar über den fortdauernden Rassismus sprechen kann, wie können Rassismus und fortdauernder Imperialismus dann in der Forschung diskutiert werden? Das Leugnen von Rassismus und Imperialismus und damit das Versäumen, die eigene Positionierung kritisch zu überdenken, kann zu erheblich verzerrten Darstellungen und zur widerspruchsfreien Reproduktion von rassistischen und imperialistischen Perspektiven führen. Wir müssen uns also klar machen, was es bedeutet, wenn eine ‚weiße‘ Feministin, die nun gut etabliert ist, es nicht länger für nötig erachtet, von Beschränkungen und Macht zu sprechen, wenn sie nicht erkennt, welche Bedeutung diese Begriffe für nach wie vor benachteiligte Gruppen haben, und wenn sie vor allem ihre eigene Beteiligung an der Benachteiligung anderer Gruppen nicht erkennen kann oder will.

Erna Appelt: In deinem Vortrag gehst du auch auf die problematische Art und Weise ein, wie die Kolonisierung und die damit verbundene Erniedrigung der Ureinwohner/innen neuerdings zu einem Thema der kanadischen Nationalgeschichte gemacht wird.

Ruth Pierson: Dazu muss man wissen, dass in vielen Teilen Kanadas noch bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts ‚indianische‘ Kinder zwangsweise ihren in Reservaten lebenden Familien entrissen und in Internate gesteckt worden waren, die von Missionaren geleitet wurden. Diese Missionare waren entweder katholisch oder sie gehörten verschiedenen protestantischen Glaubensgruppen an. In diesen Schulen wurde den Kindern in ihrem ‚eigenen besten Interesse‘ ein Assimilationsprogramm der grausamsten Art aufgezwungen. Es wurde ihnen zum Beispiel verboten, in ihrer Muttersprache zu sprechen, Geschwister wurden getrennt, um zu verhindern, dass sie in ihre eigene Sprache zurückfielen; es wurde ihnen verboten, Kulturbräuche oder Religionsvorstellungen ihrer Gemeinschaften aufrechtzuerhalten; es wurde ihnen gesagt, dass dies rückständige abergläubische Vorstellungen seien; sie wurden daran gehindert, die in der Welt ihrer Eltern und Großeltern geläufigen Fertigkeiten zu erlernen; der Schwerpunkt der Erziehung lag auf dem Erlernen westlicher, städtischer Fertigkeiten des industriellen Lebens; und einige dieser Kinder wurden körperlich und sexuell missbraucht.⁹ Das alles unter dem Vorwand, diese jungen Leute in gute Kanadier/innen zu verwandeln. In den letzten Jahren haben einige Überlebende dieser ‚gut gemeinten‘ Assimilationsbemühungen auto-

9 Cilia Haig-Brown, *Resistance and Renewal: Surviving the Indian Residential School*, Vancouver 1986.

biografische Berichte veröffentlicht, und einige ‚weiße‘ Historiker/innen haben begonnen, diese Form des Imperialismus einzugestehen.

Gleichzeitig konnten wir in den letzten Jahren verstärkte Tendenzen beobachten, die ich als ‚imperialistische Nostalgie‘ bezeichnen möchte und die auch als ein ‚Aufessen des Anderen‘ bezeichnet wurden. Darunter verstehe ich jene Auffassung, die zum Beispiel von einer Betreuerin einer Doktorarbeit vorgebracht wurde, die das Wiederbeleben ‚indianischer‘ Folklore in einem positiven Licht sehen möchte, weil es ein Hinweis für den Respekt für die ‚indianische‘ Kultur sei und dazu beigetragen würde, eine ‚kanadische‘ Identität hervorzubringen.

Dem habe ich entgegen gehalten, dass ich es keineswegs als eine positive Entwicklung ansehen könne, wenn ‚weißen‘ euroamerikanischen Kindern beigebracht wurde, ‚indianische‘ Tänze rund ums Lagerfeuer aufzuführen, Bohnen auf ‚indianische‘ Art zu backen, die Namen von ‚Indianerstämmen‘ für Zeltlager anzunehmen usw. Wie können wir dies als positive Entwicklung betrachten, wenn zur gleichen Zeit den Kindern der Urbevölkerung die letzten Überbleibsel ihrer Sprachen und Kulturen regelrecht hinausgeprügelt wurden? Sogar ihre Geburtsnamen wurden ihnen weggenommen. Wessen ‚kanadischer‘ Identitätsbildung ist dies dienlich und was sagt es darüber aus, wenn die ‚kanadische‘ Identität so gebildet wurde?

Meine Kollegin, die sich für die Wiederbelebung der ‚indianischen‘ Folklore stark gemacht hatte, war durchaus offen für meine Argumentation, da sie zu dieser Zeit gerade dabei war, die Leute in ihrer protestantischen Kirchengemeinde von der Notwendigkeit zu überzeugen, sich für das, was in den ‚residential schools‘ passiert ist bzw. für die Assimilationspraktiken zu entschuldigen. Einerseits war das Denken meiner Kollegin von der offiziellen Politik geprägt, die die Verletzungen, die den Ureinwohner/inne/n von der europäischen Siedlungspolitik und vom kanadischen Staat zugefügt wurden, als massives Unrecht eingesteht. Andererseits hatte ihre Denkweise zur gleichen Zeit dem Drang nachgegeben, etwas Erlösendes aus dieser schrecklichen Geschichte zu retten.

Das häufige Vorkommen von ‚indianischen‘ Bildern und Symbolen in der Alltagskultur und die Aneignung von religiösen Glaubensvorstellungen der ‚Indianer‘ durch ‚Nicht-Indianer‘, die in erster Linie der nordamerikanischen Konsumgesellschaft entfliehen wollen, sind Beispiele dafür, was bell hooks als „das Aufessen des Anderen“ bezeichnet hat oder was Renato Rosaldo „imperialistische Nostalgie“ nennt. Es sind scheinbar harmlose Handlungen, wenn frau/man Tomahawks sammelt, wenn frau/man Jugendlichen beibringt, wie ‚Indianer‘ leise durch das Gebüsch im Wald kriechen. In Rosaldos Analyse unterstützen sie jedoch damit einen „sentimentalen“ Diskurs, in dem die Trauer „um das Dahinscheiden der traditionellen Gesellschaft“ sich mit dem Mythos „des aussterbenden Wilden“ verbindet und damit eine Nostalgie für „das Bezwungene“ hervorruft. „Imperialistische Nostalgie“ dient also als „Maske der Unschuld“ für diejenigen, die darin schwelgen, „um ihre Verwicklung in ihre Vorherrschaftsprozesse zu vertuschen“. ¹⁰

10 „Imperialist nostalgia revolves a paradox: a person kills somebody and then mourns his or her victim. In more attenuated form, someone deliberately alters a form of life

Erna Appelt: Wie wurden deine Thesen auf deiner Vortragsreise durch Europa aufgenommen?

Ruth Pierson: Um ein Beispiel dafür zu geben, wie groß der Widerstand ist, rassistische und imperialistische Haltungen zu erkennen und einzugestehen, möchte ich eine Episode aus einer Diskussion nach einem meiner Vorträge erwähnen. In diesem Vortrag bin ich auf die erzwungene Assimilation der Kinder der Ureinwohner/innen und auf die Rolle der christlichen Kirchen dabei eingegangen. Eine Zuhörer:in, die selbst in der Frauenforschung tätig ist, stellte im Anschluss an den Vortrag die These auf, dass die Missionare im Grunde nichts anderes gemacht hätten als das, was Eltern mit ihren Kindern machen, wenn sie sie dazu zwingen, etwas zu lernen, was diese nicht lernen wollen.

Aus dieser Wortmeldung ging hervor, dass sich diese Kollegin in einem imperialistischen und kolonialistischen Diskurs bewegt. Da sie die Voraussetzungen dieses Denkens nie in Frage gestellt hat, hält sie die Anwendung von Zwang im Rahmen eines imperialistischen und kolonialistischen Projekts für ‚zivilisierend‘ und ‚wohlmeinend‘. In diesem Sinn sieht sie nicht die Gewalttätigkeit dieses Unternehmens, wenn sie es mit der Disziplinierung der Kinder durch Eltern vergleicht. Dass sie Imperialisten mit Eltern vergleicht und die Betroffenen des imperialistischen Unternehmens mit Kindern, ist ein vielsprechendes Signal für ihre Involviertheit in den europäischen ‚Zivilisationsdiskurs‘. Sie artikuliert damit ihren Glauben in den Prozess der Evolution, in dem die ‚Zivilisation‘ der ‚weißen‘ Europäer/innen und ihrer nordamerikanischen Nachkommen als überlegen und Imperialisten als Erwachsene, die eine weniger entwickelte Kultur ‚zivilisieren‘, angesehen werden. Wenn eine Feministin so eine Frage stellt, dann bedeutet das, dass sie sich gänzlich ‚unschuldig‘ hinsichtlich ihrer Beteiligung an diesem hegemonialen Diskurs fühlt.

Erna Appelt: Welches Muster konntest du auf Grund der Montage der von dir beobachteten akademischen Praktiken erkennen? Wie interpretierst du diese zahlreichen Beispiele von ‚privilegierter‘ Blindheit gegenüber Rassismus und Imperialismus, gegenüber Ausgrenzung, gegenüber der Aneignung einzelner Elemente der Kultur der Kolonisierten, um die Herrschenden selbst zu ‚erlösen‘?

Ruth Pierson: Mein Anliegen ist keineswegs, ein paar Missetaten aufzudecken oder Missetäter:innen zu entlarven. Ganz im Gegenteil: Die Beispiele, die ich hier gebracht habe, sind nicht isolierte unzusammenhängende Ereignisse. Es stimmt zwar, dass zumindest ein Faden, der diese scheinbar heterogenen Beispiele zusammenhält, meine ‚Beteiligung‘ an allen ist – in der Rolle der Mittäter:in oder in der Rolle der Kritiker:in. Aber obwohl erst meine Gegenwart diese Montage möglich gemacht hat, existieren die einzelnen Beispiele unabhängig von mir. Die Beispiele rassistischer und imperialistischer Wissensproduktion mögen

and then regrets that things have not remained as they were prior to his or her intervention. At one more remove, people destroy their environment and then worship nature. In any of its versions, imperialist nostalgia uses a pose of ‚innocent yearning‘ both to capture people’s imaginations and to conceal its complicity with often brutal domination.“ Renato Rosaldo, *Imperialist Nostalgia*, in: *Representations*, 26, (1989), 108; ebd., 115–120.

zwar unterschiedlich aussehen, und die Schauplätze, an denen sie sich abspielen, mögen verschieden sein. Nichtsdestotrotz stehen sie weder isoliert noch abgesondert da, sondern wirken zusammen und sind Bindeglieder in einer langen, ununterbrochenen Kette und in einem verzweigten Netzwerk von vielen anderen ähnlichen Fällen. Anders ausgedrückt, sie sind Teil einer rassistischen und imperialistischen Wissensproduktion, die das ganze Gesellschaftssystem durchdringt.

Rassistische und imperialistische Praktiken und Denkprozesse haben zumindest zwei Ziele: Erstens soll die Hierarchie bzw. die dominante Stellung einer Gruppe gesichert und bewahrt werden, und zweitens soll diese Dominanz unangefochten bleiben. Meine Hoffnung ist unter anderem, dass diese Überlegungen dazu dienlich sein mögen, uns zum Denken anzuregen, zum Denken darüber, wie schwierig es ist, bei der Produktion jeglichen Wissens über uns selbst und andere Personen die Beteiligung an rassistisch-imperialistischen Gesellschaftssystemen aufzudecken, ohne den Anschein zu erwecken, dass die Leistungen und die Strapazen, die diese Personen auf sich genommen haben, angezweifelt werden sollen.

Ich muss es anderen überlassen, die Unterschiedlichkeit der Reaktionen auf die hier formulierten Herausforderungen zu erklären. Sie reichen von Fehlerakzeptanz bis hin zu unbekümmerter Leugnung oder ausgeklügelter Abwehr. Mir selbst ist durchaus bewusst, dass die Demontage von rassistischen und imperialistischen Wissenssystemen für diejenigen von uns schwierig ist, die selbst Nutznießer/innen dieses Systems sind.

Erna Appelt: Ich danke dir sehr für dieses Interview.